

**Alison
Lurie**
**Die Wahrheit
über
Lorin Jones**

**Roman
Diogenes**



d

江苏工业学院图书馆
藏书章

Alison Lurie

*Die
Wahrheit
über
Lorin Jones*

Roman

Aus dem Amerikanischen

von Otto Bayer

Diogenes

Titel der Originalausgabe:
„The Truth About Lorin Jones“
Copyright © Alison Lurie 1988
Umschlagillustration:
René Gruau, „Studie“, 1984
(Ausschnitt)
© René Gruau, Galerie Bartsch &
Chariau, München

Für Barbara Epstein

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1990
Diogenes Verlag AG Zürich
200/90/8/1
ISBN 3 257 01844 4

*Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach Herr! wir wissen wohl,
was wir sind, aber nicht, was wir werden können.*

William Shakespeare, *Hamlet*

Polly Alter hatte Männer früher gemocht, aber jetzt traute sie ihnen nicht mehr und wollte auch nicht mehr viel mit ihnen zu tun haben. Letzten Monat war ihr an ihrem neun- unddreißigsten Geburtstag plötzlich aufgefallen, daß sie – ohne es so gewollt zu haben – fast nur noch mit Frauen zu tun hatte. Sie hatte eine Ärztin, eine Zahnärztin, eine Steuerberaterin; ihre Bank wurde von einer Direktorin geleitet, und richtig befreundet war sie auch nur noch mit Frauen. Sie kaufte in Geschäften, die von Frauen geführt wurden, und wenn sie Medikamente brauchte, ging sie mit dem Rezept sechs Straßen weiter zu der Apothekerin an der 87th Street. Oft wechselte sie tagelang kein Wort mit einem männlichen Erwachsenen.

Als ihr Mann sie vor anderthalb Jahren verließ, hatte Polly mit einer solchen Wende in ihrem Leben nicht gerechnet. Bei aller Wut, allem Elend hatte sie sich auf das Abenteuer, wieder einmal ungebunden zu sein, doch auch gefreut. Aber es gab, wie ihre Freundinnen und die Medien sie bereits gewarnt hatten, in New York keine brauchbaren Männer über Dreißig, nur Ehemänner und Lumpen. Sie hatte es abgelehnt, mit den Ehemännern loszuziehen, und ihre sonstigen Eroberungen waren derart katastrophal gewesen, daß sie jetzt nur noch lachen konnte, wenn sie daran dachte, obwohl sie seinerzeit so manches Mal geheult hatte vor Enttäuschung und Wut. Nach rund sechs Monaten hatte sie eingesehen, daß sie besser daran tat, zu Hause zu bleiben und mit ihrem zwölfjährigen Sohn Stevie fernzusehen, oder mit Freundinnen auszugehen.

Natürlich hatte Polly bis vor kurzem noch bei der Arbeit mit Männern zu tun gehabt. Aber seit das Museum sie nun für ein halbes Jahr beurlaubt hatte, mußte sie da nicht mehr hin, höchstens um in der Bibliothek etwas nachzusehen. Vor drei Monaten hatte sie nämlich das große Los gezogen: Sie hatte ein Stipendium und einen Verlagsvorschuß für ein Buch über die 1926 geborene, 1969 fast unbekannt verstorbene amerikanische Malerin Lorin Jones erhalten, die jetzt – auch mit Pollys Zutun – allmählich berühmt wurde.

Wie sich zeigte, war dieser Auftrag auf frappierende, geradezu übernatürliche Weise an die Richtige gegangen. Polly hatte Lorin Jones zwar nie kennengelernt, war jedoch ihr Leben lang auf Lorins Spuren gewandelt. Lorin war in einem New Yorker Vorort aufgewachsen, Polly (zwanzig Jahre später) in einem Nachbarvorort. Beide waren in Westchester zur Schule gegangen, beide hatten nach dem College im Greenwich Village in der Bank Street gewohnt. Wahrscheinlich hatten ihre Pfade sich viele Male gekreuzt. Wenn die kleine Polly an der Hand ihrer Mutter durch White Plains ging, waren sie vielleicht einmal Lorin und ihrer Mutter begegnet. Oder wenn Polly an einem heißen Sommernachmittag Sandburgen an der Rye Beach baute oder im warmen Gezeitenwasser des Long Island Sound watete, war ihr Objekt vielleicht ganz in der Nähe gewesen und hatte sich gesont oder gemalt. Als sie später in New York die Galerien und Museen zu besuchen begann, war unter den anderen Besuchern vielleicht auch Lorin gewesen; vielleicht hatte Lorin bei Bloomingdales am selben Stand ihre Strumpfhosen gekauft oder sogar im Bus auf der Eighth Avenue oder in einer Filmvorführung im Modern Museum neben ihrer künftigen Biographin gesessen.

Fotos von der damaligen Lorin Jones zeigten eine auffallend schöne junge Frau in der von Juliette Greco nach dem

Zweiten Weltkrieg populär gemachten französischen Beatnik-Mode: gespensterbleich, das schwere, gewellte dunkle Haar schulterlang, dichter Pony, hohe Wangenknochen und große, seidig bewimperte dunkle Augen. Sie hatte eine Figur wie von Modigliani, langgliedrig und hochbusig, und trug meist Schwarz. Immer wenn Polly sich diese Bilder ansah, war es für sie gewissermaßen ein Déjà-vu. Menschenskind, sie wußte, daß sie diese Frau schon einmal irgendwo, irgendwann gesehen hatte. Wenn es doch da nur irgendein Zeichen gegeben hätte, einen Glockenschlag, einen Blitz, der sie warnte, daß ihre Leben einmal so innig miteinander verflochten sein würden!

Der Blitz kam später, im Sommer 1970, als Lorin Jones schon ein Jahr tot war. Es geschah eines Morgens in einem Gästehaus auf Cape Cod, wo Polly die Flitterwochen verbrachte. Als sie zum Frühstück herunterkam, hing da an der Wand über dem Sideboard, erhellt von silbernem Licht, das vom Wasser der Bucht reflektiert wurde, eine von Lorin Jones' halbabstrakten Landschaften. »Ja, das ist es!« hatte sie halblaut gerufen, während ihr Blick, ihr ganzes Sein hineingezogen wurde in die Nebel und Strudel der Farben.

»Genauso möchte ich malen«, sagte sie später bei Muffins mit Pflaumenkonfitüre zu ihrem frischgebackenen Ehemann. »Er sieht die Welt genau wie ich.« Obwohl Polly sich damals schon als Feministin sah, hatte sie, ohne nachzudenken, »Lorin« für einen Männernamen gehalten; sie glaubte immer noch, große Maler könnten nur Männer sein. Wieviel Zeit hatte dieser dumme Irrtum sie gekostet! Hätte sie die Wahrheit gekannt, sie hätte wahrscheinlich schon damals mehr über Lorin Jones zu erfahren versucht, und vielleicht wäre Lorins verschütteter Ruhm schon Jahre früher wieder ans Licht gebracht worden. Der Gedanke machte Polly noch immer wütend.

Aber es gab ja so vieles, was Polly wütend machte. Von klein auf hatte ihr aufbrausendes Temperament sie immer wieder in die Bredouille gebracht. Unvermittelt und unvorhersehbar loderte es auf, um meist genau so schnell wieder zu verlöschen, und sie durfte sich dann jedesmal mit rotem Kopf entschuldigen. Aber manchmal loderte es in ihr auch dann noch weiter, wenn sie sich äußerlich wieder beruhigt hatte, und ein schwelender Starrsinn ließ sie nicht zugeben, daß sie ungezogen oder im Unrecht gewesen war.

Zu den Dingen, die Polly fortgesetzt wütend machten, gehörte auch, was das Männerestablishment mit Lorin Jones zu ihren Lebzeiten und noch Jahre nach ihrem Tod angestellt hatte: als Frau ausgebeutet und als Künstlerin vernachlässigt. Das empörendste und traurigste daran war, wie wenig Lorin geahnt hatte, daß sie einmal berühmt sein würde. Sie hatte es sich nicht träumen lassen, daß sie einmal der Überraschungstar in »Drei Amerikanerinnen«, Pollys erster Museumsausstellung, sein würde und die Preise für ihre Bilder in astronomische Höhen klettern würden. Jetzt wußte sie nicht, daß sie demnächst eine Einzelausstellung in einer großen New Yorker Galerie haben und Thema einer ausführlichen Biographie sein sollte.

Statt dessen war Lorin Jones 1969 in einem Krankenhaus auf den Florida Keys, mehr oder weniger vergessen, an Virus-pneumonie gestorben. Hätte sie doch nur sehen können, was kam! Oder hätte sie doch nur noch ein bißchen länger gelebt! Der neue Feminismus wäre ihre Rettung gewesen; sie hätte Freundinnen gefunden, Verbündete, die sie förderten und zum Weitermachen ermutigten. Immer wenn Polly daran dachte, wurde sie von Wut und schmerzendem, quälendem Bedauern gepackt.

Manchmal reiste sie in ihrer Phantasie zurück ins Jahr 1968 oder 1969, um Lorin Jones zu suchen. Sie malte sich aus, wie

sie nach Florida flog, die Keys entlangfuhr, das Cottage am Aurelia Lane fand und an die Tür klopfte. Lorin würde herkommen und genauso aussehen wie auf diesem letzten überbelichteten Schwarzweißbild von ihr: noch immer schön, aber bleich und verbraucht, das Gesicht weiß in einem wirren Moosgeflecht dunkler Haare, der Ausdruck ihrer Augen hinter einer Binde aus Schatten versteckt. Sie würde sich an einen der verwitterten Verandapfosten lehnen, die nackten dünnen Arme über einem weißen Männerhemd verschränkt und in der einen langen Hand eine Zigarette, aus der dunkler Qualm emporstieg. »Herrgott!« würde Polly zu ihr sagen. »Sie müssen mehr für sich tun. Sie müssen das Rauchen aufgeben, mehr schlafen, besser essen und mit diesem Husten mal zum Arzt gehen. Sie dürfen jetzt nicht aufgeben. Sie sind eine große Malerin. Sie werden in die Kunstgeschichte eingehen. Bitte, Lorin! Sie müssen durchhalten.«

Aber Lorin Jones würde nicht antworten. Sie war tot und dahin; und Polly konnte nichts mehr tun, als alles über sie in Erfahrung zu bringen und weiterzuerzählen, so gut sie es vermochte, und ohne jemanden zu schonen. Man würde dann die Wahrheit kennen, und nicht nur Lorins, auch Pollys Leben hätte einen Sinn und eine Erfüllung gehabt. Und vielleicht würde dann nie mehr eine amerikanische Künstlerin so leiden müssen, wie Lorin gelitten hatte.

Wenn Lorin Jones doch nur treue Freundinnen gehabt hätte, solche wie Pollys Freundin Jeanne, hätte eine von ihnen vielleicht wirklich tun können, was Polly nur in ihrer Phantasie tat. Aber bisher hatte Polly noch keine Frau ausfindig machen können, die Lorin in ihren späteren Jahren gut gekannt hätte. Es zeigte sich immer deutlicher, daß sie nach ihrer Ehe nicht mehr viele gute Freundinnen oder auch Freunde gehabt hatte; daß sie eine scheue Einzelgängerin gewesen oder vielmehr (und daran gab Polly vor allem Lorins

Mann die Schuld) geworden war – am Ende fast eine Einsiedlerin. Und dies hatte nicht nur sehr wahrscheinlich zu ihrem frühen Tod beigetragen, es erschwerte auch ihrer Biographin die Arbeit sehr.

Polly hatte zwar in letzter Zeit nicht mehr viel mit Männern zu tun gehabt, aber das würde sich bald ändern. In den nächsten sechs Monaten würde sie etliche interviewen müssen – und zwar nicht irgendwelche, sondern genau die Männer, die Lorin Jones entmutigt, verunglimpft, ausgebeutet und vernachlässigt hatten. Deren Schuld es letzten Endes war, daß die Welt nun nie die schönen Bilder sehen würde, die Lorin noch gemalt hätte, wenn sie am Leben geblieben wäre.

Dies waren unter anderen:

1) Lorin Jones' Galerist, ein milder älterer Herr namens Paolo Carducci, Gründer und Besitzer der Galerie Apollo, die sich ab 1964 geweigert hatte, Lorin Jones' Werke auszustellen.

2) Professor Leonard Zimmern, Lorins Halbbruder, der für seine Schwester wohl gar nichts empfunden hatte, denn nach eigenem Eingeständnis hatte er sie in den letzten Jahren ihres Lebens kaum gesehen. Nach ihrem Tod hatte er es aber sehr eilig gehabt, nach Key West zu fliegen und Lorins noch unverkaufte Bilder abzuholen, deren rechtmäßiger Eigentümer er war.

3) Lorins geschiedener Mann, der bekannte Kunsthistoriker und -kritiker Garrett Jones, der bei Pollys Ausstellung so recht den liebenswerten alten Charmeur gespielt, bereitwillig Bilder und Fotos zur Verfügung gestellt und geholfen hatte, andere Sammler aufzuspüren und mit ihnen zu verhandeln. Wenn man Garrett jetzt reden hörte, hatte er für Lorin und ihre Karriere stets alles getan, was in seinen Kräften stand. Während dieser Ehe hatte Lorin mehrmals in der Galerie Apollo ausgestellt, 1954 und 1955 in Gruppe, 1957 und

1960 jeweils in erfolgreichen Einzelausstellungen. Dann hatte sie 1964, im Jahr nach ihrer Trennung von Garrett, noch einmal eine Ausstellung gehabt, danach nichts mehr. Polly konnte nicht beweisen, daß Lorins Exmann gezielt ihre Karriere ruiniert hatte, aber es wäre ein Kinderspiel für ihn gewesen.

4) Der Mann, mit dem Lorin nach dem Scheitern ihrer Ehe zusammengelebt hatte, ein erfolgloser Dichter und Exhippie namens Hugh Cameron, der Lorin nach Key West verschleppt und sie dann, als sie krank war und im Sterben lag, im Stich gelassen hatte. Polly hatte Hugh Cameron nie gesehen, aber um so mehr von ihm gehört.

Natürlich konnte man nicht damit rechnen, daß einer dieser Männer sich auch nur entfernt zu seiner Schuld bekennen würde; wahrscheinlich würden sie alle das Blaue vom Himmel lügen, um ihre Selbstachtung und ihren Ruf zu schützen. Wenn Polly es sich hätte aussuchen können, hätte sie lieber nichts mit ihnen zu tun gehabt. Da aber außer ihnen niemand die Fakten kannte, würde sie irgendwie die Wahrheit über Lorin Jones aus ihnen herausbringen müssen.

Wie dies am besten zu bewerkstelligen sei, darüber diskutierten an einem heißen Spätsommerabend Polly und ihre Freundin Jeanne in Pollys unaufgeräumter New Yorker Wohnung. Polly saß noch an dem runden Eichentisch, die Ellbogen rechts und links neben einer handgetöpften Tasse, das eckige kleine Kinn auf die Fäuste gestemmt. Jeanne, die das lekkere Abendessen zubereitet hatte (kaltes Huhn mit Tabouli und Gürkchen in Joghurt, zum Dessert Zitronensorbet), lag tief zwischen den Sofakissen und rauchte eine ihrer ewigen Zigaretten. Sie stand nie, wenn sie auch sitzen konnte, und saß nie, wenn sie liegen konnte.

Hätte man einem unwissenden Beobachter gesagt, daß

eine dieser beiden Frauen lesbisch sei, er hätte ganz selbstverständlich auf Polly getippt. Zwar hatte Polly, bevor sie sich mit Jeanne befreundete, kaum einmal darüber nachgedacht, wie es sein könnte, mit einer anderen Frau ins Bett zu gehen, aber ihr kurzes, ungepflegtes Haar und das Fehlen jeglichen Make-ups sprachen von einer gewissen Verachtung für weibliche Schliche; in ihrem karierten Arbeitshemd nebst Jeans und ausgelatschten Birkenstock-Sandalen, der in diesem Sommer gültigen Uniform aller männlichen und weiblichen Homosexuellen New Yorks, wirkte sie ausgesprochen knabenhaft.

Dagegen war Jeanne, die sich von klein auf nur für ihr eigenes Geschlecht interessiert hatte, von weicher, wohlgerundeter Gestalt – eine blonde Ingres-Figur, sorgfältig gepudert und gerougt, mit ausgeschnittenem rosa T-shirt und rosengeblütem Laura-Ashley-Rock. Ihre Stimme war hoch und sanft, und keine ihrer Geliebten war je auf die Idee gekommen, sie Johnnie oder auch nur Jan zu rufen. Lesbisch zu sein bedeutete für Jeanne, sich so weit und so schnell wie möglich von der Bisexualität zu entfernen, nicht sich ihr zu nähern. Aus ihrer Sicht war es für eine Frau, die Frauen liebte, nur natürlich, sich physisch von allem Maskulinen abgestoßen zu fühlen. Als Separatistin mied sie das andere Geschlecht, wann immer sie konnte; sie war noch immer sehr enttäuscht von ihrem College auf Long Island, wo sie Geschichte und Frauenwissenschaften lehrte, weil es kürzlich die Aufnahme männlicher Studenten beschlossen hatte.

Jeanne mißtraute also den Männern, war aber, was den richtigen Umgang mit ihnen anging, anderer Meinung als Polly. Wenn man ihnen nicht aus dem Weg gehen konnte, war Heimtücke das Gebot. Polly dagegen zog von Natur aus die Konfrontation vor. Bei diesen Interviews wolle sie mit

ihren eigenen Gefühlen nicht hinterm Berg halten, sagte sie jetzt.

»Nein. Das willst du natürlich nicht.« Jeanne seufzte nachsichtig. Sie hatte einmal – und vielleicht zu Recht – gemeint, Polly habe es ebendieser Offenheit zu verdanken, daß sie nach fünf Jahren noch immer nur stellvertretende Kuratorin war.

»Ich finde das nur natürlich.«

»Klar findest du das natürlich«, pflichtete Jeanne ihr bei, aber ihr Tonfall sagte, daß für die Natur in ihren Augen nicht viel sprach. »Konfrontation ist für dich immer natürlich. Aber wenn du etwas erreichen willst, mußt du eiskalt bleiben.«

Jeanne beschwor Polly oft, kalt zu bleiben, sich zu beruhigen, sich abzuregen – nicht immer mit Erfolg. Nach außen war sie selbst nicht sonderlich kühl, eher gemäßigt warm. Männern erschien sie meist als nette, hübsche, unkomplizierte Frau. Im Innern aber verbarg sie einen Ekel, der auf die Entbehrungen und Mißhandlungen ihrer Kindheit zurückging.

»Sieh mal, Polly«, erklärte sie nach einem Zug an ihrer Zigarette. »Du weißt, daß du mit diesen Leuten Stunden, wenn nicht Tage verbringen mußt. Wenn du willst, daß sie mit dir reden, darfst du sie nicht einmal ahnen lassen, was in deinem Kopf vorgeht.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Es wird natürlich nicht leicht sein«, fuhr Jeanne fort. »Ich kenne dich ja.« Sie lächelte. Obwohl sie einige Jahre jünger war als Polly, sprach sie mit ihr (wie mit allen ihren guten Freundinnen) immer im Ton der erfahrenen Mutter. »Ich finde, du solltest dir am besten hier an Ort und Stelle vornehmen, selbst so wenig wie möglich zu sagen. Das nächstmal schaltest du nur dein Tonbandgerät ein, stellst deine Fragen,

und egal was sie antworten, nickst du nur und grinst. Laß sie doch labern und sich um Kopf und Kragen reden . . . und das werden sie tun, verlaß dich darauf.«

»Ich weiß nicht.« Polly schob stirnrunzelnd die schwere Tasse von sich und verschüttete dabei lauwarmen Kaffee über den Tisch.

»Was weißt du nicht?«

»Was du da sagst – es erscheint mir einfach nicht richtig. Ich meine, seit Jahrhunderten lächeln und lügen wir Frauen die Männer an. Ich finde es höchste Zeit, mit diesem Quatsch aufzuhören. Ich möchte klarstellen, daß ich weiß, was diese Kerle mit Lorin Jones angestellt haben; dann können sie keinen Quark verzapfen.«

»Quark?« Jeanne lachte. »Den verzapfen sie so oder so. Aber Quark übergießt man am besten mit Sirup.«

»Es liegt mir nicht, Süßholz zu raspeln; das ist nichts für mich. Ich muß ihnen offen zeigen, aus welcher Ecke ich komme.«

»Ach Polly.« Jeanne seufzte. »Weißt du, was bei dir das Problem ist? Du glaubst im tiefsten Herzen immer noch, die Männer müßten nur erst wissen, wie es in uns aussieht, dann wären sie ganz erstaunt und zerknirscht. Sie täten Buße und würden sich bessern, und schon könnten wir alle glücklich leben bis an unser selig Ende. Du mußt dir darüber klar sein, daß die Männer bereits ganz gut wissen, wie es in uns aussieht. Und es ist ihnen sch . . . egal.« Jeanne brachte nie ein unanständiges Wort über die Lippen; sie sprach lieber mit Pünktchen, als hörte ein unsichtbares Kind zu.

»Hm.« Polly akzeptierte Jeannes Lagebeurteilung, nicht aber Jeannes Folgerungen.

»Du wirst dich jede Sekunde in acht nehmen müssen. Und auf das Schlimmste gefaßt sein.«

»Und was wäre das Schlimmste?«